

1. Theorie: Der Intersektionale Mehrebenenansatz

Das Ziel intersektionaler Sozialforschung ist eine Analyse von sozialen Praxen im Kontext von Herrschaftsverhältnissen, die zu einer emanzipatorischen Erweiterung der Handlungsfähigkeit im alltäglichen und im politischen Handeln beiträgt. Dazu ist es nötig zu verstehen, wie Herrschaftsverhältnisse in konkreten gesellschaftlichen Situationen wirken, und sichtbar zu machen, wie das Leben von Menschen auf unterschiedliche Weise durch sexistische, klassistische, rassistische und bodyistische Verhältnisse geprägt wird.

Die Intersektionale Mehrebenenanalyse ist ein empirischer Ansatz für eine macht- und herrschaftskritische Sozialforschung. Als Perspektive auf soziale Ungleichheit zeichnet sich Intersektionalität in dem hier vertretenen Verständnis dadurch aus, dass sie die Wechselwirkungen von sozialen Ungleichheiten in kapitalistischen Gesellschaften in den Blick nimmt. Es geht dabei nicht um statisch definierte Kategorien sozialer Zugehörigkeit, sondern um die Dynamik von sozialen Verhältnissen, Zugehörigkeiten und Diskriminierungsformen in gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaften.

Bevor wir im nächsten Kapitel auf die konkreten Schritte des Forschungsprozesses eingehen, sollen hier die wichtigsten theoretischen Grundlagen vorgestellt und eingeordnet werden. Dies ist auch deshalb wichtig, weil in der empirischen Sozialforschung die Auseinandersetzung mit den zugrunde liegenden theoretischen Überlegungen ein notwendiger Schritt bei der Entscheidung für oder gegen ein methodisches Vorgehen ist. Zum Einstieg erläutern wir den Begriff Inter-

sektionalität und ordnen den Intersektionalen Mehrebenenansatz in die Entwicklung intersektionalen Denkens ein (1.1). Anschließend gehen wir auf das feministisch-materialistische Gesellschaftsverständnis des Intersektionalen Mehrebenenansatzes ein (1.2) und diskutieren, wie der Ansatz die Verschränkung von Herrschaftsverhältnissen denkt (1.3). Zuletzt zeigen wir, warum die methodische Umsetzung der Intersektionalen Mehrebenenanalyse ein subjektorientiertes Vorgehen darstellt, welche Rolle darin soziale Praxen spielen und wie damit das Ziel verbunden ist, einen Beitrag zur Erweiterung von Handlungsfähigkeit zu leisten (1.4).

1.1 Intersektionalität

Im Vergleich zu anderen Begriffen wie etwa Heterogenität oder Diversität, die ebenfalls der Analyse gesellschaftlicher Vielfalt dienen, ist für Intersektionalität die kritische Perspektive auf soziale Ungleichheit sowie auf Herrschafts- und Machtverhältnisse charakteristisch (vgl. Smykalla/Vinz 2011: 11; Walgenbach 2014: 55).¹ Intersektionalität ist also untrennbar mit einer kritischen Perspektive auf Ungleichheit, Herrschaft und Macht verbunden.² Darüber hinaus nimmt Intersektionalität Bezug auf soziale Gerechtigkeit bzw. *social justice* (vgl. Collins/Bilge 2016: 31ff.; Meyer 2017: 63ff.). Im Zentrum von Intersektionalität steht die Kritik an sozialen Hierarchien und Ausschlüssen in Bezug

¹ Laut Katharina Walgenbach (2014: 13) verweist Heterogenität zwar auf Verschiedenheit, bleibt aber konstitutiv mit einer Vorstellung von Homogenität verbunden, die aus machtkritischer Perspektive nicht plausibel ist. Im Diversity-Diskurs fänden sich zwar neben affirmativen auch machtkritische Ansätze, der Fokus liege aber auf der Wertschätzung von sozialen Identitäten, die als Ressource genutzt werden können (ebd.: 92, 101–106).

² Diese Begriffe werden jedoch in Texten zu Intersektionalität oft vorausgesetzt – trotz möglicher divergierender Bedeutungen, wie Heike Mauer (2018: 29f.) zeigt. Das hier vertretene Verständnis von Herrschaft, Macht und Ungleichheit erläutern wir in Abschnitt 1.2.

auf gesellschaftliche Bedingungen ebenso wie auf »emanzipatorische Theorien und Praktiken« (Meyer 2017: 10). Sie thematisiert also auch Ausschlüsse und die ungleiche Verteilung von Macht innerhalb von emanzipatorischen sozialen Bewegungen (einen Überblick über aktuelle Publikationen bietet Ganz/Hausotter 2019).

Die Theoriegeschichte von Intersektionalität ist alles andere als ein rein akademisches Projekt.³ Sie geht auf die feministische Praxis zurück, Mehrfachunterdrückungen sichtbar zu machen und zu analysieren, die ein Teil der Geschichte sozialer Bewegungen ist (Kelly 2019: 11). Eine wichtige Frage, die etwa Hazel V. Carby formuliert hat, war dabei stets, wessen Interessen im Namen eines politischen »Wir« vertreten werden und wer marginalisiert bleibt (Carby 1982). Politische Praxen und Schriften, die mit unserem heutigen intersektionalen Denken korrespondieren, lassen sich in der Geschichte immer wieder finden. Zu denken ist etwa an Olympe de Gouges »Erklärung der Rechte der Frau« von 1791, in der die Autorin auf den Zusammenhang von kolonialer und patriarchaler Herrschaft verwiesen hat (Purtschert/Meyer 2010: 132), oder an die aus der Sklaverei geflohene Abolitionistin und Frauenwahlrechtskämpferin Sojourner Truth. In ihrer »Women's Rights« betitelten Rede von 1851, in der Truth die Frage »Ain't I a Woman?« formulierte, forderte sie in Richtung beider Bewegungen, Schwarze Frauen nicht vom Status als politische Subjekte auszuklammern (vgl. Carastathis 2016: 16f.). Die klassenbedingten politischen Interessenunterschiede zwischen Arbeiterinnen und Bürgerinnen thematisierte die sowjetische Feministin und Kommunistin Alexandra Kollontai in ihren Reden und politischen Schriften (vgl. Lykke 2012: 76f.). Die in Trinidad geborene Journalistin und politische Aktivistin Claudia Johnes, die in den 1940er Jahren in der Communist Party USA aktiv war und nach ihrer Ausweisung aus den USA in Großbritannien lebte, befasste sich aus der Perspektive des Marxismus-Leninismus

³ Einen guten Überblick bieten die einführenden Monografien von Carastathis (2016), Collins/Bilge (2016) und Meyer (2017), in denen die Genealogien und das vielfältige Forschungsgeschehen zu Intersektionalität systematisch aufbereitet werden.

mit der gesellschaftlichen Stellung Schwarzer Arbeiterinnen (vgl. Carastathis 2016: 30–34). Aufgrund politischer Repression und patriarchaler, antikommunistischer und rassistischer Geschichtsschreibung sind diese Beiträge zur politischen Theorie nicht Teil des Kanons geworden. Sie mussten wiederentdeckt werden, um historische Bezüge herstellen zu können.

Der historische Entstehungszusammenhang von Intersektionalität ist im Schwarzen Feminismus der USA ab den 1970er Jahren zu verorten. In Streitschriften, politischen Essays und künstlerischen Arbeiten setzten sich Schwarze Frauen und *Women of Color* mit weißer Dominanz in der Frauenbewegung und männlicher Dominanz in der Bürger*innenrechtsbewegung auseinander. Sie kritisierten, wie Patricia Hill Collins und Sirma Bilge schreiben, dass sie ihre Lebensrealitäten und politischen Ziele in den vorherrschenden eindimensionalen Rahmungen von Antirassismus und Feminismus nicht artikulieren und keine Stimme im politischen Diskurs entfalten konnten (Collins/Bilge 2016: 65f.). Ein Text, der mittlerweile zum Kanon der frühen Intersektionalitätsliteratur zählt, stammt vom Autorinnenkollektiv »Combahee River Collective« (1982). In seinem »Statement« begründet das Kollektiv eine intersektionale und in ihren Augen damit bündnisorientierte Identitätspolitik, die sich aus der Verknüpfung von persönlichen Erfahrungen, Gesellschaftsanalyse und kollektiven politischen Artikulationen speist (vgl. Collins/Bilge 2016: 69). Zu dieser Zeit, so Collins und Bilge weiter, sei auch ein Verständnis des Begriffes *Women of Color* geprägt worden, mit dem nicht Ethnizitäten oder Hautfarben bezeichnet werden, sondern die politische Positionierungspraxis von *Chicanas*, *Latinas*, *Native Women* und *Asian American Women* als von Rassismus Betroffene und Unterdrückte. In Großbritannien habe der Begriff »Black« diese Aufgabe erfüllt (ebd.: 75).

Collins' und Bilges historischer Überblick über die Traditionslinien intersektionalen Denkens zeigt, dass der universelle, systemkritische Anspruch von intersektionaler Identitätspolitik auf der Feststellung gründet, dass Rassismus, Sexismus, Kapitalismus und Imperialismus konstitutiv miteinander verwoben seien und daher der Kampf gegen

die eigene Unterdrückung notwendigerweise ein Kampf gegen verschiedene Herrschaftsverhältnisse sein müsse (ebd.: 71–77). In diesem Sinne bedeutet intersektionale Identitätspolitik, das gesamte Gesellschaftssystem von unterschiedlichen Blickwinkeln aus *gemeinsam* in Frage zu stellen. Die Frage der Repräsentation von unterschiedlich positionierten Subjekten in politischen Kämpfen ist aber nicht nur eine Frage der politischen Praxis, sondern hat auch eine erkenntnis-theoretische Dimension. Feministische Politik wird bis heute häufig als eine Politik von weißen Frauen für weiße Frauen gedacht. Das bedeutet, wie Anna Carastathis mit Bezug auf María Lugones ausführt, dass weiße Frauen als die paradigmatischen Vertreterinnen der Gruppe der Frauen angesehen werden. Schwarze Frauen, *Women of Color*, aber auch Frauen mit Behinderung werden demgegenüber als Sonderfälle wahrgenommen (Carastathis 2016: 65). Lugones führt dafür die Unterscheidung zwischen »transparent« und »thick« ein:

»Thickness and transparency are group relative. Individuals are transparent with respect to their group if they perceive their needs, interests, ways, as those of the group and if this perception becomes dominant or hegemonical in the group. Individuals are thick if they are aware of their otherness in the group, of their needs, interests, ways, being relegated to the margins in the politics of intragroup contestation. So, as transparent, one becomes unaware of one's own difference from other members of the group.« (Lugones 1994: 474)

Akasha Hull, Patricia Bell-Scott und Barbara Smith brachten diesen Gedanken im Titel einer Anthologie zu *Black Women's Studies* auf den Punkt: »All the Women Are White, All the Blacks Are Men, but Some of Us are Brave« (Hull/Scott/Smith 1982). Das politische Denken, das sich im Kontext des Schwarzen Feminismus entwickelte, besteht in der Verknüpfung von strategischer Identitätspolitik und der erkenntnis-theoretischen Frage, wie Herrschaftsverhältnisse erfahren werden und aus einer kritischen Perspektive zu denken sind.

Am Übergang zu den 1980er Jahren bildete sich in den USA aus den verschiedenen Ursprüngen ein gemeinsames Vokabular heraus. Es wurden begriffliche Signifikanten für die Mehrdimensionalität sozialer Ungleichheit geprägt, darunter *interlocking systems of oppression* (Combahee River Collective 1982), *matrix of domination* (Collins 1990), *multiple jeopardy* oder *interactive oppressions* (King 1988; vgl. zur Begriffsentwicklung Collins/Bilge 2016: 76; Carastathis 2016: 24–49). In den 1980er und 1990er Jahren vollzog sich eine Akademisierung von Intersektionalität, die, so Collins und Bilge, zu ihrer Vereinheitlichung und Kanonisierung beitrug. Diese sei in den USA durch die Öffnung des Bildungs- und Hochschulsystems für vormals marginalisierte Gesellschaftsgruppen ermöglicht worden. In diesem Zuge sei es einigen Akteur*innen gelungen, ihre Erfahrungen und Anliegen aus sozialen Bewegungen in die Forschung und Lehre einzubringen. Die Grundideen von Intersektionalität – das Ziel sozialer Gerechtigkeit und die analytische Verknüpfung von persönlichen Erfahrungen, politischen Allianzen und gesellschaftlicher Analyse mehrdimensionaler Unterdrückungsverhältnisse – konnten sich vor allem in den neu entstehenden »race/class/gender studies« verankern (Collins/Bilge 2016: 79).

Der Begriff der Intersektionalität, in dem die Metapher einer Kreuzung steckt, stammt von Kimberlé Crenshaw, die ihn 1989 in einem Text über die US-amerikanische Antidiskriminierungsgesetzgebung erstmals verwendet hat. Um die multidimensionale Diskriminierung Schwarzer Frauen zu versinnbildlichen, ruft sie die Vorstellung eines Unfalls an einer Verkehrskreuzung auf (engl. *intersection*). In »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics« (Crenshaw 1989) diskutiert Crenshaw Fälle, in denen Schwarze Frauen aufgrund von Diskriminierung in der Erwerbsarbeit vor Gericht gezogen waren und gegen die betreffenden Unternehmen verloren hatten. In den diskutierten Fällen argumentierten die Gerichte jeweils, dass die Klägerinnen weder aufgrund geschlechtsbezogener noch aufgrund rassistischer Diskriminierung benachteiligt worden waren. Da die Gegenseite zeigen konnte, dass weiße Frauen und

Schwarze Männer nicht von den entsprechenden Ungleichbehandlungen betroffen waren, wurden den Klägerinnen die Mittel des Antidiskriminierungsrechts verweigert. Crenshaw kann so zeigen, dass die geltende Rechtspraxis Mehrfachdiskriminierung systematisch in einer Weise ausblendet, durch die Schwarze Frauen unsichtbar und schutzlos bleiben. Davon ausgehend fordert sie, eindimensionale Theorien von Diskriminierung zu erweitern, ohne dabei einfach eine Addition verschiedener singulär gedachter Diskriminierungsformen vorzunehmen. Denn, so ihr Argument, an den Schnittstellen von Diskriminierungsachsen kommt es nicht einfach zu einer Zunahme von Diskriminierung, sondern es bilden sich jeweils eigene, spezifische Diskriminierungsformen heraus (ebd.).

In einem zweiten einschlägigen Text, »Mapping the Margins. Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color« (Crenshaw 1991), erörtert Crenshaw Grundsätze intersektionaler Theorie und Praxis. Hier führt sie unter anderem die Begriffe »structural intersectionality« und »political intersectionality« ein. Als strukturelle Intersektionalität untersucht sie, wie Rassismus und Geschlechterverhältnisse die Erfahrungen von Schwarzen Frauen und *Women of Color* auf spezifische Weise prägen. Mit politischer Intersektionalität beschreibt sie die marginalisierenden Effekte, die weiß dominierte feministische und patriarchale antirassistische Politiken für Schwarze Frauen und *Women of Color* mit sich bringen können.

Zugleich stellt Crenshaws Begriff von Intersektionalität kategoriale Identitäten (z.B. »wir Frauen«) in Frage. Sie rekonzeptualisiert Identitätspolitik als die Möglichkeit, Koalitionen zwischen unterschiedlich positionierten Subjekten zu bilden, und macht deutlich: »Through an awareness of intersectionality, we can better acknowledge and ground the differences among us and negotiate the means by which these differences will find expression in constructing group politics.« (Ebd.:115)

Innerhalb der vielfältigen Theorien zu Mehrfachdiskriminierung und multidimensionalen sozialen Ungleichheiten setzte sich Intersektionalität ab den 1990er Jahren als vorherrschender Begriff durch. Die Erfolgsgeschichte des Begriffes Intersektionalität führen Collins

und Bilge auf zwei Entwicklungen zurück: Zum einen entspreche der Anspruch auf die exklusive Prägung eines Begriffs den akademischen Normen von Entdeckung und geistigem Eigentum. Zum anderen habe Intersektionalität seit der UN-Weltkonferenz gegen Rassismus im Jahr 2001 begrifflich und konzeptionell Eingang in die internationale Menschenrechtspolitik gefunden (Collins/Bilge 2016: 88–93).

Die Theoriegeschichte von Intersektionalität zeigt, dass die Frage, welche Beiträge und Begriffe wann und in welchen Räumen aufgegriffen werden, auch von den Machtverhältnissen abhängt, die diese Räume durchziehen. Dies betrifft auch die Art und Weise, wie kritische Impulse innerhalb der Frauenbewegung und der Frauenforschung in Deutschland aufgegriffen wurden. Spätestens seit den 1980er Jahren entwickelten Schwarze Frauen, Migrantinnen, jüdische Frauen und Frauen mit Behinderung ausgehend von ihren Erfahrungen politische Analysen, die sich an die Mehrheitsgesellschaft und insbesondere auch an die Frauenbewegung richteten. Vielfach ging es dabei um die gleichzeitige Marginalisierung und Vereinnahmung ihrer Erfahrungen durch privilegierte, weiße Akteurinnen des Feminismus (vgl. Hügel et al. 1999). Diese Kritiken feministischer Praxen wurden in der deutschen Frauenforschung aufgegriffen und diskutiert. Wichtig für diesen Prozess waren auch internationale Impulse, insbesondere aus den USA (vgl. Lennox 1995; zur Bedeutung von Audre Lorde für die Entstehung des afrodeutschen Feminismus vgl. Oguntoye/Lorde 1986; Piesche 2012). Die Diskussion um Intersektionalität unterstreicht die Notwendigkeit, die Kategorie Geschlecht in der Geschlechterforschung als intersektionale bzw. interdependente Kategorie zu begreifen, sich dazu auf Wissensbestände etwa aus der Rassismusforschung, den *Queer Studies* und den *Disability Studies* zu beziehen und darüber nachzudenken, wie dekoloniale Perspektiven das Verständnis von gesellschaftlichen Verhältnissen voranbringen können (vgl. Carastathis 2016 und Kap. 3). Umstritten bleibt dabei, ob diese Entwicklung marginalisierte Stimmen fördert oder im Gegenteil Marginalisierung reproduziert. Auf der einen Seite öffnet Intersektionalität in vielfacher Hinsicht akademische Räume. Beispielsweise werden mittlerweile

bereits in der wissenschaftlichen Ausbildung vermehrt Stimmen von Denker*innen hörbar, die aus marginalisierten Perspektiven schreiben. Auf der anderen Seite wird befürchtet, dass gesellschaftliche Debatten durch eine Institutionalisierung von Intersektionalität depolitisiert werden und Intersektionalität so ihren »radikaldemokratischen transgressiven Anspruch[]« (Gutiérrez Rodríguez 2011: 98) verliert. Damit Intersektionalität nicht zum Lippenbekenntnis wird, müsste sie, so die hieraus abgeleitete Forderung, strukturelle und institutionelle Konsequenzen mit sich bringen, d.h. beispielsweise weiße Dominanz in wissenschaftlichen Räumen aufbrechen (Carastathis 2016: 104).

In einer wissenschaftssoziologischen Bestandsaufnahme stellt Kathy Davis fest, dass der Begriff Intersektionalität in den USA und vielen europäischen Ländern zu einem »buzz word« vor allem in den Gender Studies avanciert sei (Davis 2008). Davis begründet dies damit, dass gerade die Offenheit des Konzeptes vielfältige Anschlussmöglichkeiten bietet. Diverse Kontroversen und Forschungsfelder der Gender Studies zu Differenz, Diskriminierung, Ungleichheit und Herrschaft fänden hier einen gemeinsamen Rahmen. Die mit Intersektionalität verbundenen Perspektiven und Ziele seien dabei ebenso anschlussfähig für kleinteilige empirische Fragestellungen wie für dekonstruktivistische Betrachtungen und für strukturorientierte Gesellschaftstheorien. Carastathis weist in diesem Zusammenhang zwar darauf hin, dass die behauptete Offenheit auch als Zeichen für eine oft nur oberflächliche Auseinandersetzung mit Crenshaws Werken verstanden werden kann (Carastathis 2016: 69). In jedem Fall wurde Intersektionalität aber in den Folgejahren genutzt, um unterschiedliche Anliegen in verschiedenen akademischen Disziplinen im Zusammenhang oder zumindest unter einem begrifflichen Dach zu diskutieren. Die Rezeption und Entwicklung des Konzeptes in verschiedenen akademischen Disziplinen und Praxisfeldern ist vielfältig und von sprachlichen und regionalen Kontexten geprägt, und nicht in allen Regionen der Welt ist Intersektionalität das zentrale Konzept für

die Beschäftigung mit der Verwobenheit von Ungleichheiten.⁴ In den USA erfolgte die Entwicklung des Konzeptes sehr praxisnah, sowohl außerhalb als auch innerhalb der Universitäten, wo Intersektionalität intensiv in der Sozialen Arbeit, dem Bildungsbereich sowie in den Feldern *Public Health* und *Criminal Justice* diskutiert wurde (vgl. Collins/Bilge 2016: 37ff.). In Deutschland ist die akademische Rezeption außer in den Gender Studies in den empirischen Sozialwissenschaften besonders ausgeprägt (Meyer 2017: 56). Intersektionalität wird in Deutschland außerdem zunehmend im Zusammenhang mit dem Antidiskriminierungsrecht diskutiert (Philipp et al. 2014; Center for Intersectional Justice 2019).

Verschiedene Sammelbände dokumentieren die produktiven Auseinandersetzungen mit Intersektionalität im deutschsprachigen Raum. Sie zeigen, wie sich disziplinäre und interdisziplinäre Ansätze der sozialen Ungleichheitsforschung auf intersektionales Denken bezogen und zugleich das Konzept der Intersektionalität weiterentwickelt haben (Knapp/Wetterer 2003; Knapp/Klinger/Sauer 2007; Walgenbach et al. 2007; Jacob/Köbsell/Wollrad 2010; Hess/Langreiter/Timm 2011; Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013; Dierckx/Wagner/Jakob 2018). Dies gilt auch für den Intersektionalen Mehrebenenansatz, der Intersektionalität mit einer spezifisch feministisch-materialistischen Gesellschaftstheorie verbindet.

4 Für Frankreich, wo die erste akademische Tagung unter diesem Begriff 2005 stattfand, wird dies mit der vergleichsweise geringen Institutionalisierung der Gender Studies und einer verbreiteten materialistischen Auffassung von Geschlechterforschung erklärt, die sich selbst von Intersektionalität abgrenzt (vgl. Kallenberg et al. 2013: 39–58). In Lateinamerika gibt es nach Martha Zapata Galindo (2013) eine starke Theoriebildung und empirische Forschung zu Differenz in postkolonialen Gesellschaften. Über die diasporischen Communities seien diese mit der Genealogie von Intersektionalität verknüpft. Bis heute werde Intersektionalität eher mit afro-lateinamerikanischen Themen verknüpft und postkoloniale Theoriekonzepte mit indigenen Themen.

1.2 Feministisch-materialistische Gesellschaftstheorie

Wie ist nun das feministisch-materialistische Gesellschaftsverständnis des Intersektionalen Mehrebenenansatzes aufgebaut? In einem Interview mit Andreas Kemper erläutern Gabriele Winker und Nina Degele, dass sie »den Kapitalismus mit einer feministischen Logik zum Ausgangspunkt intersektionaler Forschung« machen (Kemper 2010: 7).

Sie nutzen »das Strömungen übergreifende Potenzial der Intersektionalitätsdebatte« (Winker/Degele 2009: 14), indem sie feministisch-marxistische und poststrukturalistische Theoriebezüge miteinander verknüpfen. Das heißt zum einen, dass sie von einer kapitalistischen Gesellschaft mit der Trennung von Lohn- und Reproduktionsarbeit als Strukturprinzip ausgehen. Zum anderen reduzieren sie den Kapitalismus nicht auf ökonomische Strukturen und Gesetze, sondern beziehen Fragen der Repräsentation und Identität sowie die Wirkungsmacht sozialer Praxen systematisch in die Analyse kapitalistischer Gesellschaften ein.

Der Intersektionale Mehrebenenansatz begreift Kapitalismus als eine politische und ökonomische Vergesellschaftungsform, die notwendigerweise soziale Ungleichheit hervorbringt. Sie sieht den Kapitalismus nicht als ein Herrschaftsverhältnis *neben* anderen (z.B. neben Patriarchat und Rassismus), sondern als einen politisch-ökonomischen Gesamtzusammenhang, der verschiedene, miteinander verwobene Herrschaftsverhältnisse umformt und reproduziert. Sie sind innerhalb des Rahmens einer kapitalistischen Gesellschaft miteinander verbunden.

Winker und Degele bestimmen den Begriff Herrschaft über die Definition konkreter Herrschaftsverhältnisse. Wir möchten an dieser Stelle vorab theoretisch definieren, wie wir die Begriffe Herrschaft, Macht und soziale Ungleichheit im Kontext des Intersektionalen Mehrebenenansatzes verwenden. Unter Herrschaft verstehen wir stabile gesellschaftliche Verhältnisse, in denen verschiedene soziale Gruppen über ungleiche Handlungsmöglichkeiten und Lebenschan-

cen verfügen. Wie Herrschaft ausgeübt wird, variiert historisch. In liberalen Demokratien nimmt Herrschaft in der Regel die Form von Hegemonie an. Hegemonie bedeutet »Regieren im Einverständnis« (Hall 2014: 38). Das heißt, dass Herrschaft vorrangig durch einen weitreichenden Konsens abgesichert wird, der sich in Institutionen und Diskursen manifestiert. Erst dort, wo die Hegemonie an ihre Grenzen gerät, wird Zwang eingesetzt. Stuart Hall definiert Hegemonie mit Bezug auf Antonio Gramsci als »Zustand ›völliger sozialer Autorität, die ein bestimmtes Klassenbündnis [...] durch eine Verbindung von ›Zwang‹ und ›Zustimmung‹ über die gesamte Gesellschaftsformation und die beherrschten Klassen erringt« (Hall 1994: 121). Institutionen und Diskurse sind, ebenso wie die Subjekte, von Machtbeziehungen durchzogen. Mit Michel Foucault verstehen wir Macht nicht in erster Linie als Beherrschung oder Zwang. »Die Machtbeziehungen bilden nicht den Überbau, der nur eine hemmende oder aufrechterhaltende Rolle spielt – wo sie eine Rolle spielen, wirken sie unmittelbar hervorbringend« (Foucault 1983: 94). Macht ist also eine produktive Beziehung, die Handlungen und Denkweisen strukturiert und Wissen hervorbringt (Foucault 1994). Wenn wir in diesem Buch also über gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse sprechen, verstehen wir diese als »Hegemonie-Effekte« (Foucault 1983: 95), in denen die Machtbeziehungen gebündelt sind, die sich zwischen Institutionen und Subjekten, durch Wissen und Diskurse entspinnen. Herrschaftsverhältnisse bringen soziale Ungleichheit systematisch hervor. Die ungleiche Verteilung von Ressourcen, Teilhabe und Macht formt die Gesellschaft. Soziale Ungleichheit liegt vor, wenn »die Möglichkeiten des Zugangs zu allgemein verfügbaren und erstrebenswerten sozialen Gütern und/oder sozialen Positionen, die mit ungleichen Macht- und/oder Interaktionsmöglichkeiten ausgestattet sind, dauerhafte Einschränkungen erfahren und dadurch die Lebenschancen der betroffenen Individuen, Gruppen oder Gesellschaften beeinträchtigt bzw. begünstigt werden« (Kreckel 2004: 17).

Winker und Degel argumentieren, dass soziale Ungleichheit in kapitalistischen Gesellschaften systematisch entlang von vier mit-

einander wechselwirkenden Herrschaftsverhältnissen produziert wird. Den Kapitalismus verstehen sie dabei als ein politisch-ökonomisches System, die auf dem Prinzip der Ausbeutung von menschlicher Arbeitskraft zum Zweck der Mehrwertproduktion beruht. Dies setzt das Privateigentum an Produktionsmitteln voraus und geht mit der Konzentration dieses Eigentums in den Händen eines kleinen Teils der Gesellschaft einher. Die kapitalistische Wirtschaftsform ist der marxistischen Theorie zufolge dadurch charakterisiert, dass die Produktion von Waren und Dienstleistungen nicht in erster Linie an der menschlichen Bedürfnisbefriedigung, sondern an der Profitmaximierung ausgerichtet ist. Die Produktionsmittelbesitzenden bezahlen den Lohnarbeitenden einen Teil des erwirtschafteten Umsatzes in Form von Lohn aus, ein Teil wird reinvestiert und der Rest wird als Profit einbehalten. Der überwiegende Teil der Menschen weltweit verfügt nicht über Produktionsmittel, sondern ist für die eigene Existenzsicherung auf Lohnarbeit angewiesen. Somit ist in der marxistischen Theorie Ausbeutung an eine Trennung in zwei ökonomische Klassen gebunden: Die Lohnabhängigen und die Produktionsmittel- bzw. Kapitalbesitzenden, oder kurz: Arbeit und Kapital.

Diese kapitalistische Form der Ausbeutung ist wiederum an die Trennung von Lohn- und Reproduktionsarbeit gebunden. Lohnarbeit ist bezahlte Arbeit. Reproduktionsarbeit ist die unbezahlte Arbeit zur Wiederherstellung der verausgabten Arbeitskraft sowie zur Unterstützung von jungen, alten, erkrankten oder auf Assistenz angewiesenen Menschen. Beide Formen von Arbeit stehen im Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit. Dass Lohnunterschiede zu unterschiedlichen Lebensstandards führen, liegt auf der Hand. Außerdem wirken sich unterschiedliche Arbeitsbedingungen, z.B. Schichtarbeit, Flexibilitätsanforderungen, Formen der Anerkennung etc., auf die Lebensqualität und das Wohlbefinden aus. Beides, Einkommen und die Qualität der Lohnarbeitsverhältnisse, ist entlang verschiedener Achsen sozialer Differenz ungleich verteilt. Gleiches gilt auch für die Reproduktionsarbeit. Die Zeitverwendungserhebungen des Statistischen Bundesamtes zeigen, dass der zeitliche Umfang dieser unbezahlten Arbeiten weitaus

größer ist als der der Lohnarbeit.⁵ Auch die Reproduktionsarbeit und somit die Möglichkeit, gut für sich und andere zu sorgen, ist ungleich verteilt. Frauen leisten in Deutschland eineinhalb Mal mehr unbezahlte Arbeit als Männer (Schwarz 2017: 248). Dies ist eine der wichtigsten strukturellen Ursachen für die geringere Erwerbsbeteiligung von Frauen, geringere berufliche Chancen, niedrigere Einkommen und Renten. Ungleichheit prägt außerdem den Zugang zu sozialen Infrastrukturen und die Wahrnehmung von Rechten. Besonders prekär ist die Situation für Illegalisierte oder für Berufsgruppen, die gesellschaftlich stigmatisiert werden, wie z.B. Sexarbeitende (Künkel/Schrader 2019).

Für das dem Intersektionalen Mehrebenenansatz zugrunde liegende Verständnis von Intersektionalität bedeutet das: Lohn- und Reproduktionsarbeit bilden nicht den Kern jeweils *eines* Herrschaftsverhältnisses, sondern sind strukturbildend für eine soziale Arbeitsteilung, die mit verschiedensten Herrschaftsverhältnissen verknüpft ist. Soziale Herkunft, Staatsangehörigkeit, psychische und physische Fähigkeiten, Geschlecht, Sexualität und anderes mehr sind maßgeblich bestimmend dafür, unter welchen Bedingungen Menschen bezahlt und/oder unbezahlt arbeiten, wie sie ihre Arbeitskraft reproduzieren, indem sie für sich und andere Sorgearbeit leisten, und wie sie ihr Leben gestalten können.

Diese Überlegung entwickeln Winker und Degele in Abgrenzung zu einem Gesellschaftsverständnis, demzufolge in der Produktionsphäre das Kapitalverhältnis und in der Reproduktionssphäre das Patriarchat verortet sei. So definiert etwa Cornelia Klinger die drei Großsysteme Patriarchat, Imperialismus und Kapitalismus, denen die

5 Im Jahr 2013 leistete die erwerbsfähige Bevölkerung in Deutschland mindestens 35 Prozent mehr unbezahlte als bezahlte Arbeit (89 zu 66 Milliarden Stunden) (Schwarz 2017: 249). Diese Angaben sind als Untergrenze zu bewerten, da Reproduktionsarbeit, die parallel stattfindet (z.B. Kinderbetreuung während der Zubereitung von Mahlzeiten), nicht erfasst ist und auch Beziehungsarbeit sowie Tätigkeiten im Zusammenhang mit der eigenen physischen Regeneration nicht systematisch abgebildet sind (ebd.: 248).

Strukturkategorien Geschlecht, »Rasse«⁶ und Klasse zugeordnet sind (Klinger 2003: 31). Im Unterschied dazu folgen Winker und Degele der These, dass Produktion und Reproduktion so miteinander verwoben sind, dass das Patriarchat analytisch nicht »neben« dem Kapitalismus anzusiedeln ist (Winker/Degele 2009: 30–37). Dies übertragen sie auf alle weiteren Herrschaftsverhältnisse und sprechen deshalb davon, dass sie den Kapitalismus theoretisch »vor die Klammer« der Herrschaftsverhältnisse setzen (ebd.: 37). Diesem Verständnis nach haben alle Herrschaftsverhältnisse eine ökonomische bzw. sozialstrukturelle Dimension, ebenso wie alle Herrschaftsverhältnisse mit symbolischen Repräsentationen einhergehen und Identitätskategorien prägen.

Diese drei Ebenen – soziale Strukturen, symbolische Repräsentationen und Identitäten – unterscheiden Winker und Degele mit Bezug auf die Wissenschaftstheoretikerin Sandra Harding (1990: 53–58) und definieren Intersektionalität wie folgt: »Wir begreifen Intersektionalität als kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen (d.h. von Herrschaftsverhältnissen), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen.« (Winker/Degele 2009: 15) Diese Formulierung legt nahe, dass hier Herrschaftsverhältnisse ausschließlich der Strukturebene zugeordnet werden. Wir verstehen den Ansatz jedoch so, dass Herrschaftsverhältnisse dem Kapitalismus als Gesellschaftssystem inhärent sind und folglich auf allen

⁶ »Rasse« ist ein soziales Konstrukt. Dies gilt ebenfalls für die Kategorien Geschlecht, Klasse und Körper. Dennoch verwenden wir hier, anderes als Winker und Degele, Anführungszeichen, um diesen Begriff in besonderer Weise als rein ideologisches Konstrukt zu markieren. Inhaltlich schließen wir uns dabei der Definition von Winker und Degele an, dass damit »Prozesse der Rassismierung, also Prozesse der Rasse erst konstruierenden Ausgrenzung und Diskriminierung sowie ihre gewaltförmige Naturalisierung und Hierarchisierung« bezeichnet werden (Winker/Degele 2009: 10, Anm. 2). Wichtiger als die Frage der optischen Markierung als Konstruktion ist es uns aber, Formulierungen im Zusammenhang mit Rassismus so zu wählen, dass gar nicht erst der Eindruck entstehen kann, dass damit menschliche Eigenschaften beschrieben würden.

drei Ebenen wirken. Gleichzeitig folgen wir der weiteren Argumentation von Winker und Degele, der zufolge sich Heteronormativismen, Bodyismen, Klassismen und Rassismen als »strukturelle Herrschaftsverhältnisse innerhalb der kapitalistischen Gegenwartsgesellschaft« (Winker 2012: 16) historisch spezifisch bestimmen lassen. Sie materialisieren sich aber auch auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen und Identitätskonstruktionen.

Die theoretische Klammer, mit der die Analyseebenen verbunden werden, ist der Kapitalismus. Betrachtet wird, welche Funktion die Ebenen jeweils in der politischen Ökonomie kapitalistischer Gesellschaften einnehmen (Winker/Degele 2009: 25–27). Auf der Ebene der sozialen Strukturen geht es um die Bedeutung von Ungleichheiten für die sozioökonomischen Produktionsverhältnisse inklusive der Reproduktion der Arbeitskräfte und der Wiederherstellung der Produktionsmittel. Die Ebene der symbolischen Repräsentationen umfasst die verschiedenen Formen der ideologischen Absicherung des Systems, d.h. Normen, Diskurse und Normalitätsvorstellungen, welche die Strukturen sozialer Ungleichheit reproduzieren. Die Ebene der Identitätskonstruktionen umfasst die Positionierung von Individuen in Abgrenzung oder als zugehörig zu anderen sowie Konstruktionen des Eigenen und des Fremden (Winker 2012: 16f.).

Die theoretische Verbindung der Herrschaftsverhältnisse und Analyseebenen durch den Bezug auf den Kapitalismus führt Mauer zu der Kritik, dass Ungleichheit und Herrschaft im Intersektionalen Mehrebenenansatz »ökonomisch überdeterminiert« (Mauer 2018: 133) würden. Allerdings können die Wirkungen zwischen den Ebenen ganz unterschiedlich sein: »Persistenz, Rücknahme, Modifikation, Verstärkung, Abschwächung, fehlende Resonanz, Widerstand, Anpassung oder auch Revolution« (Winker/Degele 2009: 73). Durch die praxeologische Orientierung am Subjekt setzt der Intersektionale Mehrebenenansatz ein Gegengewicht zu einem deterministischen Herrschaftsverständnis. Die Herrschaftsverhältnisse determinieren nicht vollständig, was auf den drei Ebenen passiert. Vielmehr geht es darum zu untersuchen, wie Subjekte mit den Widersprüchen des ka-

pitalistischen Systems, seinen ideologischen Absicherungen und Identitätsangeboten umgehen. Winker und Degele unterscheiden sechs mögliche Richtungen der Wirkung von einer Ebene auf eine andere: in jeweils zwei Richtungen zwischen Sozialstrukturen und Identitäten, zwischen symbolischen Repräsentationen und Identitäten sowie zwischen Sozialstrukturen und symbolischen Repräsentationen (Winker/Degele 2009: 135–140). Verschiedene Gesellschaftstheorien nehmen mehrere dieser Wechselbeziehungen in den Blick und kommen mitunter zu gegenläufigen Einschätzungen darüber, wie stark die Ebenen sich jeweils beeinflussen können. Winker und Degele legen sich hier nicht abschließend fest, sondern zeigen die Anschlussfähigkeit insbesondere für feministisch-marxistische und poststrukturalistische Ansätze auf. Diese Anschlüsse herzustellen ist durchaus eine theoretische und methodische Herausforderung insbesondere in der vertiefenden Analyse empirischer Daten (vgl. Abschnitt 2.8).

Zusammengefasst betrachtet der Intersektionale Mehrebenenansatz den Kapitalismus und die soziale Arbeitsteilung als den politisch-ökonomischen Rahmen, innerhalb dessen sich Herrschaftsverhältnisse geprägt von kapitalistischen Logiken in dynamischen Prozessen zwischen sozialen Strukturen, symbolischen Repräsentationen und Identitätskonstruktionen herausbilden, Stabilität erlangen, sich aber auch verändern. Im Folgenden erläutern wir, wie die verschiedenen Herrschaftsverhältnisse, die in kapitalistischen Gesellschaften wirken, im Intersektionalen Mehrebenenansatz theoretisch konzeptualisiert werden.

1.3 Herrschaftsverhältnisse im Kapitalismus

Im Kontext von Intersektionalität hat sich eine facettenreiche Diskussion über die Anzahl und Bestimmung der Kategorien entwickelt, die für eine intersektionale Analyse gebraucht werden. Verhandelt wird darin sowohl der Anspruch, die relevanten Dimensionen sozialer Ungleichheit theoretisch zu bestimmen, als auch das Ziel, gerade

diese Kategorien als »umstrittene Effekte von Macht im Wechselspiel von Herrschaft, Kritik und Wissensgenese« (Puttschert/Meyer 2010: 131) zu reflektieren. Intersektionale Sozialforschung wagt vor diesem Hintergrund einen Spagat. Sie will einerseits Wege finden, soziale Komplexität theoretisch und empirisch zu erschließen. Andererseits will sie aber auch zur Kritik »sozialer Ontologien« und Kategorisierungsweisen beitragen (Anthias 2012). Denn schließlich sind Differenzkategorien wie Geschlecht, »Rasse« und Klasse keine harmlosen Attributte menschlicher Vielfalt, sondern wie schon ausgeführt Effekte von Herrschaftsverhältnissen. Ihre Funktion ist dabei paradox. Auf der einen Seite werden sie von hegemonialen Wissenssystemen hervorgebracht, um Menschen bestimmte Eigenschaften zu- oder abzusprechen. Die Erforschung vermeintlicher »Menschenrassen« (Arndt 2011: 41) oder die Beschäftigung mit vermeintlich natürlichen Geschlechtscharakteren in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts (Hausen 1976) sind Beispiele dafür, wie Herrschaftssysteme durch die Konstruktion und Naturalisierung von Kategorien stabilisiert werden. Andererseits können Kategorien aber auch dabei helfen, die Wirkweisen und Effekte von Herrschaft zu politisieren. Ein Beispiel dafür ist der Klassenbegriff bei Karl Marx (Soiland 2008).

Winker und Degele bestimmen die für den Intersektionalen Mehrebenenansatz relevanten vier Strukturkategorien Klasse, Geschlecht, »Rasse« und Körper (Winker/Degele 2009: 38) auf der Ebene der sozialen Strukturen analog zu den Herrschaftsverhältnissen: Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen.⁷ Die vier Herrschaftsverhältnisse werden – gemäß dem Gedanken, die kapitalistische Gesellschaft als theoretische Klammer zu nutzen – anhand ihrer Funktion für die soziale Arbeitsteilung definiert. Ihre funktionale Be-

⁷ Der Begriff der Strukturkategorie spielte in der Phase der Ausarbeitung des Intersektionalen Mehrebenenansatzes noch eine große Rolle. Dies lässt sich auf den Kontext der damaligen Intersektionalitätsdebatte zurückführen, in der die Frage, welche Kategorien relevant sind, zentral war (vgl. Winker/Degele 2009: 15–18). In den empirischen Arbeiten stehen jedoch üblicherweise nicht Kategorien, sondern Herrschaftsverhältnisse im Mittelpunkt.

deutung für die kapitalistische Ökonomie besteht, wie im vorigen Abschnitt beschrieben, darin, zu einer »möglichst kostengünstigen Verwertung der Ware Arbeitskraft« beizutragen, indem sie den Zugang zum Erwerbsarbeitsmarkt differenzieren und die ungleiche Einbindung in die Reproduktionsarbeit strukturieren (ebd.: 51).

Grundsätzlich gilt die Annahme, dass Herrschaftsverhältnisse sowohl soziale Strukturen, Institutionen und Diskurse als auch Interaktionen, individuelle und kollektive Identitäten sowie Denk- und Handlungsweisen prägen. Das Ziel des Intersektionalen Mehrebenenansatzes ist es, erstens die komplexen sozialen Differenzierungsprozesse zu beschreiben, die sich zwischen diesen drei Ebenen entfalten. Zweitens gilt es, komplexe und möglicherweise widersprüchliche Prozesse nicht nur abzubilden, sondern auch ihre Ursachen bestimmen zu können, diese also gesellschaftstheoretisch einzuordnen. Um dabei eine hohe analytische Aussagekraft zu erreichen, beziehen Winker und Degele die untersuchten Differenzierungsprozesse auf theoretisch hergeleitete Analysekategorien auf der Ebene der sozialen Strukturen. Dies bedeutet nicht, eine intersektionale Analyse auf die vier Strukturkategorien – Klasse, Geschlecht, »Rasse«, Körper – zu begrenzen. Die deduktive Bestimmung von vier Analysekategorien auf der Ebene sozialer Strukturen wird durch eine induktive Vorgehensweise auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen und der Identitätskonstruktionen ergänzt. Auf diese Weise sollen Reduktionen vermieden, zugleich aber auch Herrschaftsverhältnisse klar benannt werden (ebd.: 142).

Was heißt es nun konkret, wenn im Intersektionalen Mehrebenenansatz die vier Strukturkategorien über ihre Funktionen innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft bestimmt werden? Als strukturelle Herrschaftsverhältnisse innerhalb von kapitalistischen Gesellschaften umfassen *Klassismen* Ungleichheitsverhältnisse, die sich aus dem ungleichen Zugang zu ökonomischen und sozialen Ressourcen ergeben, darunter die soziale Herkunft, Bildung, Beruf, Vermögen und soziale Netzwerke (ebd.: 43). In der Diskussion um den Begriff Klassismus wird immer wieder die Befürchtung geäußert, dass damit die kapi-

talistische Klassenherrschaft auf Fragen der Identitätskonstruktion bzw. auf ein Diskriminierungsmerkmal reduziert würde (Bohrer 2019: 110ff., außerdem vgl. Baron 2014; kritisch dazu Kemper 2014). Eine solche Engführung sehen wir im Intersektionalen Mehrebenenansatz nicht. Die Unterscheidung zwischen Kapitalbesitzenden und Lohnabhängigen gilt hier als die Grundbedingung kapitalistischer Mehrwertproduktion und wird dezidiert als gesellschaftsstrukturierend vorausgesetzt (vgl. Abschnitt 1.2). Gleichzeitig berücksichtigt der Intersektionale Mehrebenenansatz, dass die Funktion klassistischer Herrschaftsverhältnisse für die Profitmaximierung darüber hinausgeht. Durch die Differenzierung von Lohnabhängigen in Menschen mit und ohne Erwerbsarbeit oder Niedrig- und Hochqualifizierte können etwa Nachfrageschwankungen auf dem Arbeitsmarkt flexibel ausgeglichen und Löhne niedrig gehalten werden. Im Bereich der Reproduktionsarbeit wirken Klassismen als Spaltung in diejenigen, die niedrig entlohnte Haushalts- und Pflegedienstleistungen anbieten, und diejenigen, die diese Dienstleistungen konsumieren und infolgedessen Erwerbs- und Sorgearbeit vereinbaren können (ebd.: 52). Eine intersektionale Analyse gegenwärtiger Gesellschaften muss also herausarbeiten können, wie die Differenzkategorie Klasse auch unter Lohnabhängigen wirkt. Als weiteres Beispiel dafür sei etwa auf die Ungleichheitswirkung des Erbens verwiesen (Friedrichs 2015). Durch die Berücksichtigung der Wechselwirkungen mit den symbolischen Repräsentationen und den Identitätskonstruktionen kommen im Intersektionalen Mehrebenenansatz auch die damit verknüpften Prozesse der Distinktion und sozialen Positionierung in den Blick. Weil Winker und Degele hier über die grundlegende Unterscheidung zwischen zwei Klassen – Kapitalbesitzende und Lohnabhängige – hinausgehen, sprechen sie von Klassismen im Plural.

Auch *Heteronormativismen* tragen zur Aufrechterhaltung des kapitalistischen Systems bei. Winker und Degele bezeichnen damit »Herrschaftsverhältnisse, die auf hierarchischen Geschlechterbeziehungen sowie der unhinterfragten Annahme natürlicher Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit basieren« (Winker/Degele 2009: 46). Hete-

ronormativismen bilden den hegemonialen Geschlechterdiskurs. Judith Butler bezeichnet diesen als »heterosexuelle Matrix« (Butler 1991), in der eine biologisch und sozial begründete Unterscheidung zwischen zwei Geschlechtern vorgenommen wird und zum einen Männer gegenüber Frauen und zum anderen als ›normal‹ konstruierte und naturalisierte gegenüber ›abweichenden‹ Geschlechtern und Sexualitäten privilegiert werden. Das heteronormative Geschlechtersystem wirkt sich auf Beziehungs- und Familienformen sowie Sexualitäten aus (Winker/Degele 2009: 44–46) und dient damit der Beschreibung der geschlechtsspezifischen sozialen Arbeitsteilung und den damit verbundenen unterschiedlichen Lebenschancen und -risiken. In Bezug auf die kapitalistische Profitmaximierung betrifft das insbesondere die unbezahlte Haus- und Pflegearbeit, die nach wie vor überwiegend von Frauen geleistet wird. Es betrifft aber auch Formen der Lohndifferenzierung sowie die Tatsache, dass Frauen flexibel in den Arbeitsmarkt eingebunden werden, wobei sich historisch immer wieder Ein- und Ausschlussbewegungen zeigen lassen (vgl. ebd.: 52).

Rassismen zielen auf die hierarchische Konstruktion von als einander fremd konstruierten Menschengruppen ab. Wie Susan Arndt deutlich macht, umfasst Rassismus divergierende Diskriminierungsmuster, die sich historisch und gegenwärtig verschränken (Arndt 2011: 38), darunter Rassismus gegen Schwarze Menschen, Antisemitismus, Rassismus gegen Sinti und Roma und Rassismus gegen Muslim*innen. »Die diversen Ausprägungen von Rassismus erzeugen [...] komplexe hierarchische Beziehungsgefüge zwischen Weißen und den von ihnen jeweils als ›anders‹ hergestellten Menschen und Gesellschaften« (ebd.). Dieses Verständnis von Rassismus geht davon aus, dass Rassismus nicht schlicht in Vorurteilen gegenüber anderen Gruppen besteht. Unterlegenheit werde, so Grada Kilomba, konstruiert und naturalisiert, um weiße Überlegenheit und Macht abzusichern. Rassismus beruht also auf einer Verbindung von Vorurteilen und Macht (Kilomba 2010: 42). Rassismen kleiden »politische Interessen in den Mantel natürlicher Differenzen«, indem körperliche Merkmale und kollektive kulturelle Praxen diskursiv zusammengebracht werden (Winker/De-

gele 2009: 48). Die Funktionalität von Rassismen für die kapitalistische Profitmaximierung verdeutlichen Winker und Degele am Beispiel der strukturellen Diskriminierung von Migrant*innen und Menschen mit Migrationshintergrund, die dadurch gezwungen werden in Niedriglohnbereichen zu arbeiten (ebd.: 50).

Körperbezogene Herrschaftsverhältnisse bezeichnen Winker und Degele als *Bodyismen*. Sie umfassen »Herrschaftsverhältnisse [...] aufgrund körperlicher Merkmale wie Alter, Attraktivität, Generativität und körperliche Verfasstheit« (ebd.: 51). Die verschiedenen Bodyismen können im Einzelnen auch unter den Begriffen Ableismus, Lookismus und Adultismus untersucht werden. Unsere gegenwärtige Gesellschaft ist – trotz vieler Erfolge der Behindertenbewegung – nach wie vor auf normalisierte Körper ausgerichtet. Menschen, die davon abweichen, werden stigmatisiert, entwürdigt und in ihrer Lebensgestaltung behindert. Für den Erwerbsarbeitsmarkt sind vor allem gesunde und leistungsfähige Menschen interessant, Menschen die alt sind, krank oder anderweitig eingeschränkt, werden auf diese Weise abgewertet. Die Bewertung und Steigerung der Brauchbarkeit, Nützlichkeit und Formbarkeit von Körpern wirkt sich auf den Bereich der Reproduktionsarbeit aus, wo derzeit vor allem der Imperativ herrscht, sich selbstverantwortlich um den Erhalt der eigenen körperlichen und geistigen Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu kümmern.

Winker und Degele benennen die Herrschaftsverhältnisse im Plural, um zu verdeutlichen, dass sie auf vielfältige Weise wirken und dabei immer umkämpft und im Wandel begriffen sind. Dies zeigt z.B. die rechtliche Anerkennung einer dritten Option beim Eintrag des Geschlechts ins Personenstandsregister seit 2018, die lange vor allem von intergeschlechtlichen Menschen, aber auch im Kontext von Trans*-Politiken gefordert wurde. Ein anderes Beispiel dafür, wie Herrschaftsverhältnisse sich historisch verändern, ist die aktuelle Bedeutungszunahme der Religion zur Konstruktion kultureller Differenz im Kontext von Rassismen. Auch die Bedeutungszunahme von Selbstverantwortung und Optimierung, z.B. durch die ideologische Verknüpfung von gesellschaftlicher Verantwortung und individueller

Gesundheitsprävention, ist historisch bedingt und verändert bodyistische Verhältnisse.

Mit Bezug zur sozialen Arbeitsteilung kann es auch zu widerstreitenden Logiken kommen. Ein Beispiel dafür ist die kostengünstige Reproduktion von Arbeitskraft: Aus Kapitalsicht kann es Sinn machen, wenn die Gesamtwirtschaft auf einem hohen Anteil unbezahlter Arbeit von erwerbstätigen Frauen oder auch Männern aufbaut, weil das die Reproduktionskosten der Arbeitskraft senkt. Es macht aber in einer kapitalistischen Logik ebenfalls Sinn, wenn Teile der für die Reproduktion der Arbeitskraft notwendigen Arbeit als Dienstleistung am Markt eingekauft werden, beispielsweise ein Pflegeplatz im Senior*innenheim für die Angehörigen oder der regelmäßige Restaurantbesuch. Denn dann kann auch mit der Arbeit, die ansonsten unentlohnt meist in Familien stattfindet, direkt Profit erzielt werden. Beide Logiken finden Eingang in die politische Gestaltung der sozialen Arbeitsteilung an der Schnittstelle von verschiedenen Herrschaftsverhältnissen (vgl. Winker 2015: 56ff.). Das methodische Vorgehen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse eignet sich dafür, die Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit von aktuellen Herrschaftsausprägungen in konkreten Kontexten zu analysieren sowie zu untersuchen, wie Menschen Herrschaftsverhältnisse stabilisieren, individuell in Frage stellen oder politisch herausfordern.

Empirisch mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse zu arbeiten, erfordert ein breites theoretisches Vorwissen. Kenntnisse der Rassismusforschung, der Disability Studies, der Klassismusforschung und der Gender und Queer Studies sind für ein grundlegendes Verständnis von Herrschaftsverhältnissen und für die Analyse von Identitätskonstruktionen und symbolischen Repräsentationen notwendig. Anschlussfähig für die Intersektionale Mehrebenenanalyse sind Ansätze, die soziale Differenzkategorien als grundlegend relational und interdependent verstehen.

Zusammengefasst geht der Intersektionale Mehrebenenansatz davon aus, dass vier Herrschaftsverhältnisse im Kapitalismus miteinander wirken und interagieren: Bodyismen, Heteronormativismen,

Klassismen und Rassismen sind relationale Konzepte, die über ihre Eingebundenheit in die soziale Arbeitsteilung und kapitalistische Profitmaximierung bestimmt werden. Diese deduktive Bestimmung von Herrschaftsverhältnissen ist Teil der theoretischen Gesellschaftsanalyse, auf deren Grundlage die Intersektionale Mehrebenenanalyse empirische Prozesse untersucht. Dabei geht sie von der sozialen Praxis und damit vom Subjekt aus. Dies ist Thema des folgenden Abschnitts, mit dem wir die Darstellung des Intersektionalen Mehrebenenansatzes abschließen.

1.4 Subjektorientierte Forschung

In diesem Teil zeigen wir, warum es ausgehend von den theoretischen Überlegungen des Intersektionalen Mehrebenenansatzes folgerichtig ist, sich in der empirischen Umsetzung am Subjekt zu orientieren. Dabei gehen wir genauer auf das Verhältnis von Subjekt und Identität ein und erläutern den Begriff Subjektkonstruktion, der für das methodische Vorgehen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse zentral ist. Schließlich widmen wir uns dem Begriff der Handlungsfähigkeit als Kernelement einer kritisch-transformativen intersektionalen Forschung.

Die Intersektionale Mehrebenenanalyse beginnt bei den empirisch beobachtbaren sozialen Praxen auf den drei Ebenen. Konkret heißt das, danach zu fragen, auf welche Identitätskonstruktionen sich die Akteur*innen beziehen, welche Normen, Leitbilder und Deutungsmuster in ihren Selbst- und Weltwahrnehmungen wirksam sind und welche sozialstrukturellen Zusammenhänge sie als relevant ansehen (Winker/Degele 2009: 67). Die zentrale Rolle, die das Subjekt innerhalb der Intersektionalen Mehrebenenanalyse einnimmt, wird praxeologisch begründet. Winker und Degele beziehen sich hierbei auf die Theorie der Praxeologie, die vor allem mit dem Soziologen Pierre Bourdieu in Verbindung gebracht wird. Er lieferte mit seinen Studien zur kabylischen und französischen Gesellschaft einen wichtigen Bei-

trag zum Verständnis der widersprüchlichen Eigenlogik des Sozialen zwischen Handeln und Struktur (vgl. Bourdieu 1979). Soziale Praxen, also das Handeln der Subjekte, stehen der Praxeologie zufolge in einer wechselseitig konstitutiven Beziehung zu den gesellschaftlichen Bedingungen. Das Subjekt wird als zugleich unterworfen und handlungsfähig konzipiert.⁸ Der Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen, das als solches nur im Rahmen der vorgefundenen sozialen Bedingungen handeln kann, ohne jedoch in diesem Handeln determiniert zu sein. Die sozialen Bedingungen werden in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse auf den bereits erläuterten drei Ebenen erfasst: »Über soziale Praxen, d.h. soziales Handeln und Sprechen, entwerfen sich Subjekte in sozialen Kontexten, konstruieren Identitäten, verarbeiten den Einfluss bestimmter symbolischer Repräsentationen, stützen soziale Strukturen oder stellen sie in Frage. Umgekehrt bilden die drei angesprochenen Ebenen den Rahmen für soziale Praxen.« (Winker 2012: 19)

Die praxeologische Herangehensweise der Intersektionalen Mehrebenenanalyse hat in der Rezeption mitunter für Missverständnisse über die Bedeutung der Identitätsebene für die intersektionale Analyse gesorgt. Eine Kritik an der Intersektionalen Mehrebenenanalyse lautet, dass sie bei der Analyse der Identitätsebene stehen bleiben würde. So kritisiert Sonja Kubisch, dass soziale Differenz in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse als Frage von Identitätskonstruktionen betrachtet und die Wechselwirkung zwischen sozialen Strukturen und sozialer Praxis vernachlässigt würde (Kubisch 2012: 102f.). Andere

8 Die meisten der uns bekannten Arbeiten, die mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse entstanden sind, haben ein Konzept von Handlungsfähigkeit. Die theoretische Herleitung der Handlungsfähigkeit kann dabei durchaus unterschiedlich sein. So beziehen sich z.B. Nowak/Hausotter/Winker (2012: 10ff.) auf die Kritische Psychologie im Anschluss an Klaus Holzkamp (1983), Schrader (2013: 124ff.) bezieht sich auf Arbeiten von Judith Butler (1991), Gayatri Spivak (2012) sowie Donna Haraway (1995) und Ganz (2018: 93f.) bezieht sich auf die poststrukturalistische Argumentation eines brüchigen Diskurses, der Kontingenzschließung durch das Subjekt erfordert (Marchart 2010: 313f.; Nonhoff/Gronau 2012: 109–130).

Autor*innen bewerten die gesellschaftstheoretische Bedeutung von Identitätskonstruktionen generell als gering. So befindet Michael May in einer Auseinandersetzung mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse, dass die Analyse von Identitätskonstruktionen forscherisch weniger bedeutsam sei, als »zu rekonstruieren, welche Eigenschaften und Vermögen in welchen Verhältnissen als z.B. geschlechts- oder kulturspezifische kodiert werden« (May 2012: 34). In eine ähnliche Richtung weist die Einschätzung von Michael Zander. Er attestiert der Intersektionalen Mehrebenenanalyse eine fehlende Unterscheidung zwischen deskriptiven und normativen Identitätskonstruktionen, wodurch dieser Ansatz auch »potenziell deskriptiven Aussagen einen ausgrenzenden Inhalt unterschiebt« (Zander 2017: 55).

Wir verstehen die Intersektionale Mehrebenenanalyse als einen Ansatz, der soziale Differenzierungsprozesse in kapitalistischen Gesellschaften analysiert und es dabei vermag, die Zusammenhänge zwischen persönlichen Erfahrungen, gesellschaftlichen Verhältnissen sowie kollektiven Praxen in den Blick zu nehmen. Durch die Kombination induktiver und deduktiver Prinzipien kann außerdem eine kritische Analyse sozialer Praxen im Kontext von Herrschaftsverhältnissen erfolgen, ohne sich in einer normativen Bewertung des Denkens und Handelns einzelner Menschen zu verlieren.

Die zentrale praxeologische Annahme der Intersektionalen Mehrebenenanalyse ist, dass sich die Erscheinungsformen von Herrschaftsverhältnissen nicht aus ökonomischen Gesetzmäßigkeiten ableiten lassen, sondern erst durch soziale Praxen eine gesellschaftliche Gestalt bekommen. Die soziale Praxis ist also nicht durch die Herrschaftsverhältnisse im kapitalistischen System determiniert. Sie ist kein bloßer Effekt von Strukturen, die von einem theoretischen Standpunkt aus erklärt werden können. Eine zentrale Herausforderung für die Forschenden sieht Winker gerade darin, »abstrakte Erkenntnisse nicht mit konkreten Lebensverhältnissen zu verwechseln und auf Akteur*innen oder Interviewpersonen zu übertragen« (Winker 2012: 18). Eine differenzierte theoretische Gesellschaftsanalyse sei zwar die Grundlage der intersektionalen Forschung, sollte uns aber

nicht zu der Annahme verleiten, bereits alles über die Formen von Diskriminierung und struktureller Unterdrückung zu wissen, die im Forschungsfeld vorkommen. Denn gerade intersektional Forschende müssen sich zum einen darüber bewusst sein, dass sich soziale Differenzen auf vielfältige und oft überraschende Weise artikulieren, und zum anderen im Blick behalten, wie schwierig es ist, ebenjene Differenzen aus der partialen Perspektive der Forschenden zu erkennen. »Also muss es im Feld zunächst darum gehen, den Individuen mit ihren Konstruktionen, ihren Bedeutungszuweisungen, ihren normativen Stellungnahmen, ihren Einschätzungen von Gesetzen und Institutionen zuzuhören und diese ernst zu nehmen.« (Ebd.: 18) Die Intersektionale Mehrebenenanalyse zielt auf Aussagen darüber ab, wie sich Herrschaftsverhältnisse auf die soziale Praxis auswirken, um dabei nachzuvollziehen, wie Subjekte sich in der sozialen Praxis aktiv positionieren und damit sowohl zur Reproduktion von sozialer Ungleichheit als auch zu sozialem Wandel beitragen. Der Ausgangspunkt für diese Erkenntnis ist die subjektive Art und Weise, wie Menschen die Welt und ihre Lebenskontexte konstruieren.

Empirisch kommt damit der Selbstpositionierung von Subjekten eine zentrale Rolle zu, da sie die Grundlage der angestrebten Analyse von Handlungsfähigkeit bildet. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse untersucht, wie sich Einzelne⁹ als Subjekte aktiv innerhalb der gesellschaftlichen Gegebenheiten, die für sie relevant sind, positionieren. Dies lässt sich mit dem für die Intersektionale Mehrebenenanalyse mittlerweile zentralen Konzept der Subjektkonstruktion erfassen. Subjektkonstruktionen werden durch die Analyse von Interviewaussagen gewonnen, indem die zentralen Wechselwirkungen zwischen den Verweisen auf die Identitäts-, Repräsentations- und Sozialstrukturbene untersucht werden (zum methodischen Vorgehen vgl. Abschnitt 2.5). Zwar findet sich in Winker und Degele (2009) hierfür

⁹ Ein einzelner Fall muss nicht zwingend ein Individuum, sondern kann auch eine Gruppe sein. Zur Intersektionalen Mehrebenenanalyse mit Gruppendiskussionen vgl. Abschnitt 2.4.6.

noch die Bezeichnung »zentrale Identitätskonstruktionen«. Da diese Bezeichnung begriffslogisch aber nicht ganz passend ist, wurde sie später durch den Begriff Subjektkonstruktionen ersetzt (vgl. Winker/Degele 2011: 59; Winker 2012: 20). Eine Subjektkonstruktion wird in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse nicht als Ausdruck von Identität verstanden, sondern als aktive Selbstpositionierung mit Bezug zu und in Auseinandersetzung mit Herrschaftsverhältnissen auf und zwischen allen drei Ebenen.

Um die »Logik der Praxis«, von der Bourdieu spricht, analytisch nicht aus den Augen zu verlieren, geht die Intersektionale Mehrebenenanalyse beim Herausarbeiten von Subjektkonstruktionen streng induktiv vor. Sie interessiert sich für die Identitätskonstruktionen, symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen, welche von den Interviewten für sich oder das besprochene Thema als relevant angesehen werden.¹⁰ Der Blick auf die Analyseebenen unterscheidet sich je nachdem, ob gerade in einer theoretischen oder einer methodologisch-empirischen Hinsicht über sie nachgedacht wird. Auf der Ebene der sozialen Strukturen werden in der Theorie die vier bereits genannten Strukturkategorien (Klasse, Geschlecht, »Rasse«, Körper) beschrieben. In der Empirie begegnen uns diese sozialen Strukturen auf einer weniger abstrakten Ebene des Alltagserlebens als juristische Normen und institutionelle Regeln (z.B. des Bildungs- oder Erwerbssystems). Hier gilt es analytisch herauszuarbeiten, wie sich Herrschaftsverhältnisse konkret sozialstrukturell manifestieren (vgl. 2.5.1.3). Gleiches gilt für die Ebene der symbolischen Repräsentationen. In der Logik der Theorie stellen sich symbolische Repräsentationen als Diskurse dar, die eine Gesellschaft grundlegend prägen. Im empirisch beobachteten Alltag hingegen haben symbolische Repräsentationen die Form von komplexen und widersprüchlichen Normen, Stereoty-

¹⁰ Das Konzept der praxeologischen Analyse verbinden viele Menschen intuitiv mit ethnografischen Beobachtungen. Für die Analyse von Selbstpositionierungen mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse sind jedoch bestimmte Formen des qualitativen Interviews besser geeignet (vgl. Abschnitt 2.4).

pen, Werten oder Normalismen. Bei der Identitätsebene handelt es sich in theoretischer Hinsicht um »interpersonale Subjektivierungen« (Degele 2019: 344), während sich empirisch insbesondere Aussagen über Eigenschaften von sich und anderen finden, mit denen sich die Menschen beschreiben und zu anderen Menschen ins Verhältnis setzen (vgl. 2.5.1.2).

Die empirische Analyseleistung besteht zunächst darin, die Interviewinhalte den Ebenen des Sozialen zuzuordnen und die Wechselwirkungen so herauszuarbeiten, dass die Subjektkonstruktionen einer Person deutlich werden. Dass hier der Begriff Subjektkonstruktionen im Plural verwendet wird, ist Absicht, denn die Intersektionale Mehrebenenanalyse geht davon aus, dass Subjekte hinsichtlich ihrer Selbstpositionierung mehrdimensional sind: Ein Individuum kann mehrere Subjektkonstruktionen haben. Induktiv heißt außerdem, dass an dieser Stelle noch keine Zuordnung zu den theoretisch begründeten Herrschaftsverhältnissen erfolgt.¹¹ Diese erfolgt im zweiten Block der empirischen Analyse. Im zweiten Analyseblock ist es die Aufgabe der Forschenden, die sozialen Praxen zu den gesellschaftlichen Bedingungen, d.h. zu den Sozialstrukturen und den symbolischen Repräsentationen ins Verhältnis zu setzen. Auch erfolgt hier die Analyse der Subjektkonstruktionen auf die Frage hin, welches ausgrenzende respektive gemeinschaftsstiftende oder solidarische Potenzial sie haben. Hier fließt somit das gesamte gesellschaftstheoretische Wissen ein. Die Subjektkonstruktionen können dadurch in ihrem gesellschaftlichen Kontext kritisch betrachtet werden, ohne einzelne Aussagen übermäßig zu interpretieren. Indem somit die konkret genannten Gesetze, Institutionen, Werte, Stereotype, Selbst- und Fremdbilder als Erscheinungsformen abstrakterer Zusammenhänge eingeordnet

¹¹ In den ersten Veröffentlichungen zum Intersektionalen Mehrebenenansatz wird noch vorgeschlagen, die Interviewaussagen bereits hier den deduktiv gesetzten Strukturkategorien zuzuordnen (Winker/Degele 2009: 86). Dieser Vorschlag wurde dann dahingehend revidiert, die Subjektkonstruktionen streng induktiv zu formulieren und die Bezüge zu den deduktiven Analysekategorien in einem deutlich getrennten Arbeitsschritt vorzunehmen (Winker 2012: 22).

werden, entgeht die Intersektionale Mehrebenenanalyse der Gefahr, bei der »Logik der Praxis« stehenzubleiben.

Mit der Herausarbeitung und vertiefenden Analyse der Subjektkonstruktionen verfolgt die Intersektionale Mehrebenenanalyse den kritisch-transformativen Anspruch von Intersektionalität. Forschung soll einen Beitrag dazu leisten, die Lebensumstände von Menschen so zu durchdringen, dass diese dazu in die Lage versetzt werden, ihre Lebensbedingungen in gemeinschaftlichem Handeln zu verbessern. Die subjektorientierte Herangehensweise der Intersektionalen Mehrebenenanalyse erlaubt es, das individuelle Erleben und Handeln als Umgang mit Herrschaftsverhältnissen zu betrachten:

»Es lässt sich also nachvollziehen, wie der oder die jeweils Einzelne sich an die gegebenen Lebensbedingungen anpasst, wo und wie diese Person die sie beeinträchtigenden und diskriminierenden Strukturen und Normen durch ihre sozialen Praxen am Leben erhält, wo sie sich widersetzt, welche Chancen diese Widersetzungen angesichts übermächtiger Herrschaftsstrukturen hat, wo gemeinschaftliches Handeln zur eigenen Handlungserweiterung notwendig wäre, welche Hindernisse diesem Vorgehen im Wege stehen. So werden die herrschaftsstabilisierenden und normierenden Wirkungen des sozialen Handelns sozialer Akteur_innen offengelegt.« (Winker 2012: 23)

Der Durchdringung der Lebensumstände dient die Kategorie der Handlungsfähigkeit. Diesen Begriff, den wir im Folgenden erläutern, schlägt Winker (2012) mit Bezug auf die Kritische Psychologie vor.

Unter Handlungsfähigkeit wird in der Kritischen Psychologie die »gesamtgesellschaftlich vermittelte Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen« (Holzkamp 1983: 239) verstanden. Die Kritische Psychologie interessiert sich dafür, wie Menschen unter den Bedingungen von Herrschaft und Ungleichheit ihr Leben und ihre Lebensbedingungen gestalten – wobei Lebensbedingungen in kollektiven Prozessen als gesellschaftliche Bedingungen gestaltet werden. Mit der Kategorie der Handlungsfähigkeit legt die Kritische Psychologie,

so Morus Markard, den Fokus auf das Verhältnis von Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen und auf die Frage, wie diese mit Herrschaftsverhältnissen verstrickt sind (Markard 2017: 235). Sie interessiert sich also dafür, warum Menschen sich häufig mit dem Gegebenen arrangieren, statt nach Alternativen zu suchen, die ihnen und anderen mehr Handlungsmöglichkeiten eröffnen würden. Dass Menschen oftmals das Risiko scheuen, sich gegen die Verhältnisse aufzulehnen, hat etwas damit zu tun, wie sie Herrschaftsverhältnisse im Laufe ihrer Biografie erlebt haben:

»Welche ideologischen Angebote werden ihnen gemacht? Wie werden renitente Handlungsimpulse abgewehrt? Welche sozialen Unterstützungen oder Hemmnisse liegen vor? Welche Kompromisse auf wessen Kosten werden geschlossen? Welche Erfahrungen führten zu welchen Resignationen? Ist mir der Spatz in der Hand lieber als die Taube auf dem Dach? Welchen Emotionen fühle ich mich ausgeliefert, welche meine ich wie kontrollieren zu müssen, welche werden mir als (un)angemessen angedient?« (Markard 2017: 236)

Die Kritische Psychologie arbeitet mit dem Begriffspaar restriktive und erweiterte Handlungsfähigkeit. Restriktives Handeln nimmt die vorgefundene gesellschaftlichen Bedingungen hin, auch wenn sie beschränkend sind. Erweitertes Handeln verändert die Bedingungen des Handelns (Meretz 2017: 89). Auf eine Weise zu handeln, die über die gegebenen Bedingungen hinausragt, ist allerdings gar nicht so einfach, wie Stefan Meretz deutlich macht: Herrschaftsverhältnisse führen dazu, dass Menschen mit dem Widerspruch konfrontiert sind, »sich entweder durch Akzeptanz der bestehenden Bedingungen um eine verbesserte Lebensqualität zu bringen oder durch Versuche der Erweiterung von Möglichkeiten Konflikte zu riskieren« (ebd.). Mit den beiden Begriffen der restriktiven und der erweiterten Handlungsfähigkeit lässt sich analysieren und reflektieren, wie in der sozialen Praxis mit den gegebenen Bedingungen umgegangen wird. Gesellschaftliche Bedingungen führen nicht linear zu einer bestimmten sozialen

Praxis, sondern werden durch das Medium gesellschaftlicher Bedeutungen vermittelt. Aus der »unendlich vielfältigen Gesamtheit der Bedeutungen« (ebd.: 93) wählt das Subjekt aktiv bestimmte Bedeutungen aus und entwickelt so die Prämisse seines Handelns.

Der Gedanke, dass Handlungen immer individuell begründet und motiviert sind, ist wichtig für die qualitative Forschung. Was ein Mensch macht und für welchen Umgang mit den vorgefundenen restriktiven Bedingungen er sich entscheidet, hängt von den jeweils eigenen Prämissen ab. Prämisse und Gründe lassen sich nur konkret für jedes Subjekt ergründen. Die Kritische Psychologie hat davon ausgehend die Prämisse der Mitforschung in der subjektwissenschaftlichen Sozialforschung begründet. Damit sind Arbeitsweisen gemeint, durch welche die Menschen, deren Leben betrachtet wird, an der Analyse ihrer jeweils eigenen sozialen Praxen beteiligt werden. Dies lässt sich mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse verbinden, wie wir in Kapitel 3 zeigen.

Intersektionale Sozialforschung mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse bedeutet zusammengefasst, auf der Grundlage eines feministisch-materialistischen Gesellschaftsverständnisses subjektorientiert zu forschen. Der Intersektionale Mehrebenenansatz interessiert sich in der empirischen Anwendung dafür, wie gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse im Kapitalismus durch soziale Praxen reproduziert und dabei gestaltet werden und wie Subjekte in ihren sozialen Praxen Formen des Widerstandes gegen miteinander verschrankte Formen rassistischer, heteronormativer, klassistischer und bodyistischer Ausbeutung, Ausgrenzung und Diskriminierung entwickeln. Im folgenden Kapitel stellen wir die damit verbundenen methodologischen Überlegungen vor.